

haftet. Er berichtet darüber: „Der Universitätsamtmanu Häfelin kam auf mein Zimmer, visitirte dasselbe, nahm alle vorgefundene Briefe, einige politische Flugschriften in Beschlag und erklärte mir dann, ich müsse ihm aufs Karcer folgen.“ Das erste Verhör sollte seine Theilnahme an einem Michaelis 1822 in Bensheim abgehaltenen Burschentage feststellen. Wiewohl sich Landfermann überzeuete, daß die Theilnehmer bekannt seien, ließ er sich nicht zu einem Geständnis bewegen. Am 18. Februar wurde ihm eröffnet, daß er nach Mainz gebracht werden solle. „Die um den schon bereit stehenden Wagen zahlreich versammelten Studenten hatten, wie ich später erfahren, den Plan, mich gewaltsam zu befreien, mir Wagen und Pferde sowie eine Geldsumme zur Disposition zu stellen, um nach Straßburg oder wohin ich sonst wolle zu fliehen. Ein genauer Bekannter von mir hat sie durch die Versicherung, daß ich selbst die so erlangte Freiheit nicht würde benutzen wollen, von ihrem Vorhaben abgebracht.“

III. Die Festungszeit.

Von Mainz wurde der Gefangene nach kurzem Aufenthalt über Erfurt, Halle und Wittenberg nach Berlin gebracht, wo er am 27. Februar 1824 eintraf und in die Stadtvogtei abgeliefert wurde. Schon am folgenden Tage suchte ihn der Direktor des Polizeiministeriums, Geheimrath von Kamptz, auf. „Er ermunterte mich, offen und vertrauend zu sein, man wolle der Sache auf den Grund kommen, aber nicht hoffnungsvolle junge Leute, zu denen er mich zähle, verderben; für meine Karriere solle durchaus kein Nachtheil aus dieser Untersuchung erwachsen. Ich hätte als Landeskind doppelte Verpflichtung offen zu sein und solle mich nicht durch Sachsen und Mecklenburger überführen lassen, und endlich sagte er, man

wisse, daß ich vor längerer Zeit mich von den fraglichen Dingen zurückgezogen und erwarte darum von mir vorzugsweise Offenheit*)." Landsfermann, der sich überzeugte, daß die näheren Umstände des Bensheimer Burschentages bekannt seien, gab jetzt seine Theilnahme an demselben zu, beschränkte sich aber übrigens auf den Hinweis, daß er seit anderthalb Jahren nicht mehr der Burschenschaft angehört habe.

„In der Stadtvogtei,“ berichtet er weiter, „blieb ich bis zum 21. März. Ein einziges Mal wurde ich von dem Polizeirath Deter verhört, jedoch nur über meine Personalien, nicht über den Gegenstand der Untersuchung. Das Zimmer durfte ich in der Stadtvogtei nicht verlassen, erhielt aber Bücher aus einer Leihbibliothek. Behandlung und Verpflegung waren gut und reichlich. Am 21. März wurde ich nach Köpenick auf das königliche auf einer Spree-Insel gelegene Schloß gebracht, dessen Zimmer durch starke Vorleseschlösser und durch Bretterverschlüsse an den Fenstern, welche es unmöglich machten, die Mitgefangenen, wenn sie etwa über die Höfe gingen, zu sehen, zu Gefängnissen eingerichtet waren. Eine Kompanie Soldaten war hierher kommandirt und hatte die Wache. Eine halbe Stunde etwa täglich konnte man einzeln und unter Begleitung in den Schloßgarten gehen. Bücher, außer der Bibel, und Schreibmaterialien waren den Gefangenen versagt. In Beziehung auf Verpflegung war die Absicht des Ministeriums gut, indem dasselbe 16 Groschen pro Tag ausgesetzt hatte; sie

*) Das übliche Urtheil über den Charakter des Herrn v. Kampf beruht auf Varuhagen von Ense und Schön, zwei, wie man zugeben wird, keineswegs einwandfreien Zeugen. Zieht man sein Verhalten während der Untersuchung in Betracht und ferner, daß er den Gefangenen die Appellation widerrieth, ihnen vielmehr wiederholt Gnadengesuche an den König empfahl, die dann auf Grund der Gutachten des Polizeiministeriums, dessen Direktor v. Kampf seit 1824 war, abgelehnt wurden, so erscheint er in einem mindestens sehr zweideutigen Licht.

wurde aber durch den Tischler N . . . , an den sämtliche Verpflegungen verbunden waren, vereitelt, indem derselbe von den dazu bestellten Unterbeamten entweder gar nicht oder schlecht kontrollirt wurde. Einer der Beamten, der Schlossinspektor, wurde beiläufig während unserer Anwesenheit wegen falscher Berechnungen kassirt und gefangen gesetzt.“

Den Eltern Landfermann's brachte die erste Kunde von der Verhaftung des Sohnes, wie es scheint, folgender Brief von Frau Winter (19. Februar 1824) in Heidelberg.

„Geehrte Frau! Sie sind mir als Mutter unseres lieben Freundes Landfermann nicht fremd, ich kann glauben, daß auch ich es Ihnen nicht bin und daß er unsrer gegen Sie erwähnt hat. Darum bedarf es wohl keiner weiteren Auslegung meines Schreibens, wenn ich Ihnen sage, daß, weil ich Sie bei den gegenwärtigen Ereignissen besorgt glaube, ich den aufrichtigen Wunsch hege, zu Ihrer Beruhigung beizutragen. Ihr Sohn ist uns allen, von Vater und Mutter bis zum jüngsten Kinde, lieb und werth geworden. Er sprach auch oft mit viel Liebe von seiner zärtlich besorgten Mutter, daß es wohl natürlich ist, daß mir diese bei dem unangenehmen Vorfall, der ihn traf, am meisten am Herzen liegt. Was er vermuthet, ist eingetroffen, und er ist seit einigen Tagen verhaftet. Ich weiß von ihm, daß er dieses sehr leicht erträgt, und daß nur der Kummer, den dies den Seinigen und vorzüglich Ihnen macht, ihn drückt. Ja er sagte mir, es wäre ihm lieb, da es ihm bisher so gut gegangen sei, auch einmal etwas Widriges zu bestehen; nur um meine Mutter ist mir's leid, setzte er hinzu. Hätten Sie ihn noch in seiner blühenden Gesundheit und mit dem frischen fröhlichen Muth jetzt gesehen, Sie würden mit leichterem Herzen an ihn denken. — Noch mehr aber muß die liebende Mutter die Überzeugung stärken, daß Ihr Sohn nie etwas Unwürdiges thun kann, daß sein Benehmen überall nur würdig ist und sein wird. Dies ist ja ein Glück, das schwere Sorgen leicht aufwiegt. Er

hat nicht, wie es junge Leute so häufig thun, über der Idee ‚fürs Allgemeine zu wirken‘ das veräußert, wodurch sie später wirklich werden kann, nämlich sich selbst mit Kenntnissen zu bereichern und sich tüchtig auszubilden. Sein Fleiß und sein sittliches Leben haben ihm hier allgemeine Liebe und Achtung erworben, und die trefflichsten Zeugnisse würde er hier von allen Lehrern erhalten. Wahrscheinlich werden sie auch gefordert, da hoffen wir sehr, daß nur Gutes daraus entstehen kann, so wie ja überhaupt denen, die Gott lieben, Alles zum Besten dient.“

Aus der Antwort der Mutter möge folgende, für sie und den Sohn gleich bedeutsame Stelle hier Platz finden: „Auch ich habe das Vertrauen zu meinem Sohne, daß was er that, aus seinem nur Gutes wollenden Herzen kam. Halten Sie es einer trauernden Mutter zu Gute, deren Freude und Hoffnung er immer war, wenn ich Ihnen sage, daß er sich auch hier die Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten, erworben hatte. Eine innige und wahre Religion ist auch hier das beste Mittel, und diese darf uns nicht verlassen. Darum wollen wir auch ruhig und getrost der Zukunft entgegen gehen, und es Dem anheim stellen, der Alles zum Besten lenkt. Der wird auch mir Trost und Kraft verleihen, meinen herben Schmerz zu ertragen.“

Inzwischen nahm die Untersuchung, die bekanntlich in wenig geschickten Händen lag, ihren langsamen Verlauf. Landsermann hatte in größeren Pausen stundenlange Verhöre zu bestehen, alle Vorstellungen und selbst Drohungen blieben wirkungslos; er beharrte auf dem Standpunkt, durch seinen Austritt aus der Burschenschaft alle Beziehungen zu derselben abgebrochen zu haben. Erst als eine Konfrontation mit einem Mitgefangenen ihm den Beweis lieferte, daß durch dessen Geständnis der Kommission Alles bekannt sei, erklärte er sich bereit, Auskunft zu geben. Er setzte ein schriftliches Bekenntnis auf, in welchem er sich ganz bloßgab, von den Genossen des Bundes aber nur die nannte, welche ohnehin bekannt

waren. Nicht ohne Einfluß war dabei die Bemerkung eines Wachtpostens gewesen, des ersten Menschen, mit dem er seit seiner Verhaftung außer dem Verhör gesprochen hatte, daß einzelne Gefangene nie gestehen würden. Es gelang ihm nicht, irgend Jemand der Untersuchung zu entziehen, weil aller Antheil längst ermittelt war. Hiervon überzeugte er sich endgültig bei einer Konfrontation mit Wesselhöft, welcher zu den engsten Kreisen Follen's gehört hatte, und zugab, ein volles Geständnis abgelegt zu haben. Daraufhin legte auch Landfermann in Folge erneuter Aufforderung ein umfassendes Geständnis ab, denen wieder mehrere oft stundenlange Verhöre folgten. Nun erst wurden dem Gefangenen Bücher und die bisher vorenthaltenen Briefe seiner Angehörigen übergeben, auch die Einzelhaft hörte auf. Einer seiner Stubengenossen war ein Verwandter, ein Theologe, Lehmann, der noch härter betroffen war als Landfermann, indem er bald nach seiner Verhaftung beide Eltern verlor und mehrere Geschwister unverorgt zurückblieben.

In den letzten Tagen des Januar 1825 fand dann das Schlußverhör, eine artikulierte Kapitulation aller früheren, statt; nur über Nebensachen reihen sich nachträglich noch Verhöre an. „Am 29. Januar hatte ich (schreibt er) eine Unterredung mit dem von der Regierung bestellten Defensor, Justizrath K. Ich hatte mich zuerst geweigert, diesen Mann, dessen Persönlichkeit wenig Zutrauen weckte, als Defensor zu gebrauchen. Man zeigte mir aber so viel Schwierigkeiten bei der Wahl eines anderen, daß ich mich fügte, zumal da ich die Defension ohnehin als eine nutzlose Form erkannte. Gleichzeitig wurden mir die in Beschlag genommenen Papiere und Bücher bis auf einige Stammbuchblätter und Briefe restituirt.“

Die Stimmung des Gefangenen spiegelt sich in zahlreichen Versen und Gedichten aus jenen Tagen wieder. In einem derselben vom 1. März 1824 heißt es:

„Vergessen soll ich gar
 Mein Herz, mein liebstes Leben!
 Was bliebe echt und wahr,
 Wenn Schaum mein bestes Streben?
 Mag sich die Sonne neigen,
 Und ist der Venz schon um,
 Hoch soll das Banner steigen
 Für das ew'ge Heiligthum.

Drum wach, mein liebes Herz,
 Halt fest dein heil'ges Lieben,
 Halt fest in Noth und Schmerz,
 Was dich in Lust getrieben.
 Und muß der Tag versinken,
 So schaff' in dunkler Nacht,
 Wo die ew'gen Sterne blinken,
 Wo die ew'ge Liebe wacht.“

Ein anderes ist überschrieben :

Auch da nicht.

„Ich dachte in Kerkerwänden,
 Da würd' ich des Sehnsens frei,
 Und wenn mich Fesseln bänden,
 Da käme mein lustiger Mai.

Ich dachte, wenn sie dich plagen
 Mit ihrer hölzernen List,
 Da lernst du dich selber ertragen,
 Und merkst, wo die Ruhe ist.

Nun bin ich so hart gefangen,
 Sehe Sonne und Sterne nicht;
 Wohl schlummert das zehrende Bängen,
 Aber gestorben ist's nicht.“

Der Versuch des Herrn v. Kampz, sein Geständnis zu erlangen, entlockt ihm die bitteren Zeilen:

„Und daß ich nicht ganz alleine bin,
 Sah ich Ratten und Mäuse so gern,
 Und wenn auch die vor mir Fremden fliehn,
 Einen Mann mit Ägel und Stern;
 Der wüßte gern, was ich selber nicht weiß,
 Und was ich weiß, gab ich ihm nicht preis;
 Nun läßt mich auch der alleine.“

Größere Ergebung spricht sich in folgenden Gedichten aus:

„Will es denn so gar nicht enden,
 Liebes Herz, mit deiner Noth,
 Lernst du nie, wohin dich wenden,
 Zwischen Leben, zwischen Tod?“

Möchtest leben stark und freudig,
 Rasch mit Brüdern kühn und mild,
 Und du fühlst dich falsch und schneidig,
 Ganz alleine, falsch und wild.

Möchtest geh'n auf rechten Wegen,
 Folgend, führend auf der Bahn.
 Und dein Schaffen flieht der Segen,
 Und die Ziele werden Wahn.

Kannst auch nicht zum Steine werden
 Ohne Lust und ohne Harm;
 Zagst auch vor der kühlen Erden
 Treuem, stillem Mutterarm.

Sieh in Aschen glühen Funken,
 Liebes Herz, da halte fest!
 Nimmer bist du ganz versunken,
 Wenn der Funke dich nicht läßt.

Und da kommt ein Sturm gefahren,
 Rast in deines Lebens Kern.
 Magst du dir den Funken wahren,
 Facht der Sturm ihn an zum Stern.“

Ein Besuch.

„Zwischen dunkeln Mauern
Sitz' ich ganz allein;
Nur das alte Trauern
Kehrte mit mir ein.

Aber Schloß und Riegel
Hält die Treue nicht,
Und sie kömmt gegangen,
Und die Nacht wird licht.

Wieder weicht der Riegel,
Kömmt ein Kind gesandt,
Schwinget helle Flügel,
Kerzen in der Hand.

Spricht: ich bin die Liebe,
Kehre bei dir ein,
Daß dir eines bleibe,
Wenn du ganz allein.

Faßt die matten Hände,
Wärmt das müde Herz,
Daß die Noth sich wende
Und der lange Schmerz.

Aber knarrt es leise,
Und die Pforte weicht,
Und es nah't die Freude
Ernst und fest und leicht.

Und die lichten Boten
Flechten luft'gen Reih'n;
Heller wird's und heller
Vor dem lichten Schein.

Und die Mauern sinken,
Frei das grüne Feld;
Und dem trauten Winken
Folg' ich treu gesellt.

Abends knarrt die Pforte
Vor den weisen Herrn;
Wollt mich wieder plagen,
Aber ich bin fern."

Der Gefangene.

„Sonntag ist's, und Maiensonne
Ist im März schon aufgewacht,
Und in heller Mittagsstunde
Hat sich Alles aufgemacht,
Alt und Junge, Jung und Alte,
Auf den Plätzen, auf den Gassen,
Auf dem Strom und auf den Wiesen
Wollen all' die Sonne grüßen.

Einer hinter Kerkergittern
Schauet einsam all' die Lust,
Mädchen, die zum Tanze eilen,
Wo die flinken Burschen warten,
Reiter keck auf hohen Rossen
Rasch in's fernste Thal zu fliegen,
In den Rähnen lust'ge Schiffer
Auf den früh befreiten Fluthen;
Mütter leiten ihre Kleinen,
Führend halb, und halb gezogen
Von dem ungeduld'gen Volk.
Der Gefangene auf den Bufen
Drückt die fettenschweren Hände,
Ruht dann in die enge Kammer
Manch ein Bild aus alter Zeit;
Brüder, die in sel'gen Tagen
Roß und Schwert mit ihm getummelt,
Durch die Wälder, durch die Wogen
Mit ihm raschen Sinn's geslogen;
Auch die Jungfrau, die zum Tanze
Er in stolzer Lust geföhret,

Und die ihn als Kind geleitet,
 Seiner Mutter duldbend Lieben,
 Alle ruft er um sich her.
 Und sie kommen, alle kommen
 In die Kammer, keiner fehlet,
 Keiner, den er einst erwählet,
 Und allein ist er nicht mehr.“

Die Stimmung wechselt rasch. Am 9. März schreibt er in einem „Waffenstillstand“ bezeichneten Gedicht am Schluß:

„Macht ihr nur euren Frieden,
 Ich bleib' bei meinem Krieg.
 Kann ich's allein nicht enden,
 Der Tod ist auch ein Sieg.“

An einem Sonntagmorgen sah und hörte er durch die Gitter der Stadtvogtei den Chor der Kurrendeschüler:

„Mit Mantel und Kragen
 Und eckigem Hut,
 So ziehen die Schüler
 In fröhlichem Muth.“

Und zieh'n durch die Gassen,
 Wohin sie bestellt,
 Und steh'n an den Ecken
 Und singen um Geld.

Ihr finsternen Masken,
 Was zeigt ihr euch doch!
 Ihr verschollenen Weisen,
 Was klinget ihr noch!

Einen armen Gefangenen
 Habt ihr erfreut,
 Drum ziehet, ihr Schüler,
 Noch lange Zeit.“

Vom 11. März stammt das Gedicht „Die Brücke“, dessen Hoffnungen der Greis noch erfüllt sah:

„Jenseits an einem Strom so breit
Liegt ein verlornes Wunderland.
Dahin ist jeder Blick gewandt,
Wer's schaut, dem wird das Herz so weit.

Verloren ist's schon manches Jahr,
Doch sind die Kunden noch so laut
Von Wundern, die man dort geschaut,
Wie Liebe sie und Kraft gebar;

Von Wälbern, die das Beil nicht brach,
Von Bergen, die kein Menschlein maß,
Von Rechten, die man nie vergaß,
Von ew'gen Ehren, ew'ger Schmach.

Und was wir Liebes eigen nennen,
Es kam der Keim von drüben her;
Wenn starke Herzen heiß entbrennen,
Von jenseits weht der Funken her.

Wenn zwischen grünem Waldesleben
Ein Säng' er heil'ge Lieder spinnt,
Wenn Männer in den Tod sich geben,
Daß ihre Lieben freudig sind;

Wenn Alles falschen Götzen fröhnet,
Du hältst dein altes Lieben fest;
Wenn alles deinen Glauben höhnet,
Und dich dein Hoffen nicht verläßt:

Ein Blick ist's in die hohen Zeiten,
Ein Blitz ist's aus dem Wunderland,
Das stimmt die Herzen und die Saiten
Und stählt in Flammengluth die Hand.

Da wölbet sich von treuen Händen
Eine Brücke hoch und wunderbar.
Nach jenseits soll der Bau sich wenden,
Wo die alte starke Heimath war.

Es ruft: Hierher, ihr Baugesellen,
 Hier prüfet Kell' und Winkelmaß,
 Daß nicht die Fluth den Bau zerschelle,
 Wie sie die alten Bogen fraß.

Nur eins möcht' ich noch gerne schauen,
 Dann fröhlich zu den Vätern gehn:
 Die Brücke, die wir hoffend bauen,
 Werden die Enkel hinübergehn?"

Stark ist das Bedürfnis, seinen Empfindungen in Versen
 Ausdruck zu geben, auch noch im April:

In der Einsamkeit.

„Du bist in Kerkerbanden
 Mit deiner Noth allein,
 Bange in fremden Landen,
 Niemand gedenket dein.

Leise aus Kirchenbogen
 Hallet zu dir ein Lied;
 Dein Geist ist hingeflogen,
 Singst still die Psalmen mit.

Als aus die Pieder klangen,
 Da spricht ein frommer Mund:
 Die verlassen und gefangen,
 Sind auch in unserm Bund.

Du hörst Brüder bitten,
 Für dich auch und dein Leid;
 Kehrst stark aus ihrer Mitten
 In deine Einsamkeit.“

Das Letzte.

„Halte fest am Lieben
 Ohne Unterlaß;
 Ist die Lieb' vertrieben,
 Halt' an deinem Haß;

Ist der Haß erstorben,
Wende dich zum Spott;
Alles ist verdorben?
Sieh' es lebet Gott.“

Frühling.

„Von einem Strom zum andern
Weckt Maienhauch das Feld:
Ist's nicht, als sollst du wandern
Weit, weit in Gottes Welt?

Der Lerche freud'ge Schwingen
In Maienlust erwacht:
Ist's nicht, als sollst du singen,
Was je dein Muth gedacht?

Der Haß ist ausgetrieben,
Und todt ist Hohn und Scherz:
Ist's nicht, als sollst du lieben?
Nun such' ein liebes Herz.

Und wenn du es gefunden,
Dann sprich, daß Frühling sei.
Wenn Herz zu Herz verbunden,
Das ist des Menschen Mai.“

Heimweh.

„Ach hätte ich doch frisches Blut,
Wie die guten Kameraden,
Und käme auch mit leichtem Muth,
Wenn der Feiertag geladen,
Und jubelte die lange Nacht,
Bis hell der Morgen aufgewacht,
Und ließe andre sorgen.

Ach wär' ich doch ein Reiterknecht,
Wär' mit im Sturm gezogen,
Und hätte für das alte Recht
Den Säbel frei gewogen;

Jetzt schlief' ich unter grünem Baum
Und träumte meinen stillen Traum,
Bis der jüngste Tag mich weckte.

Ach wär' ich doch ein Gärtnersknab'
Im stillen Gottesgarten,
Und dürfte meiner Väter Grab
In treuen Ehren warten;
Und wenn mein junger Morgen graut,
Hätt ich mir selbst mein Haus gebaut
Und dürft' mich bei sie legen.

Ach wär' ich doch im Vaterhaus
Mit meinen Träumen bleiben,
Hätt' nimmer in die Welt hinaus
Mein frecher Muth mich trieben.
Ich hütete der Blumen frei,
Die wurden jeden Sommer neu,
Ich selber mit den Blumen.

Nun sitz' ich hier im Kämmerlein,
Und kann nicht leben, nicht sterben,
Und kann nicht still und heimig sein,
Und auch nicht muthig werben.
Und was ich will, ist lange todt,
Und was die junge Welt mir bot,
Kann man das auch wohl lieben?"

An W. v. Sch.

"Sieh' ich habe geharrt in schweren, fröhlichen Stunden;
Alles um mich versank; eines hielt festiglich aus.
War es der Treue Gewalt? oder war es der Liebe
Geheimnis?"

Gottes lebendiges Wort war es in muthiger Brust.
Was die Freude gelobt, das hielt die Stunde der Trübsal,
Und die grimmige Gluth stählte das Eisenerz nur.
Und es lockten Sirenen, es lachte die blühende Rebe;
Stärker lockte das Wort, freudiger lachte das Herz.

Und der Lerche Gesang, er lud in den schwellenden Frühling,
 Aber besseren Lenz weckte im Kerker die Treu'.
 Einen wähnt' ich vor allen im Hort der Treue zu finden:
 Dich mit dem Auge so blau, dich mit der freudigen Faust.
 Hatt' ich in's Auge dir nicht geschaut bei Nacht und bei Tage?
 Stand das Siegel des Herrn nicht auf der mächtigen Stirn?
 Aber der Traum ist aus. Zeit ist's zum Wachen und
 Sterben.

Was ist Leben mir noch ohne den seligen Traum!
 Sieh' da hab' ich geweint: so weint ich mein Leben nur
 einmal;

Weinen sahst du mich: brannt' dich die Thräne nicht auch?"

O stern.

„Fragt ihr, ob der Heiland lebe?
 Hat er euer vielen nicht
 Alles reich und stark gegeben,
 Was zum Leben euch gebriecht?"

Ob der Herr für uns gestorben,
 Fraget ihr und wißt es nicht?
 Hat sein Tod euch nicht erworben
 Lebensmuth und Todeslicht?

Ob der Herr ist auferstanden?
 Hat er dich nicht oft und heut'
 Auserweckt aus Todesbanden
 Zu lebend'ger Freudigkeit?

In der Brust die hellen Zeugen:
 Und du suchst nach bess'rem Wort?
 Erst wenn jene Stimmen schweigen,
 Frage bange hier und dort."

Mit dem Abschluß der Untersuchung kam Landsfermann zur Gewißheit, daß eine Freisprechung, auf die der Vater noch sehnsüchtig hoffte, nicht zu erwarten sei. Unter dem 24. November

theilte er den Eltern die Wahrscheinlichkeit einer Verurtheilung zu schwerer Festungshaft mit. Der Eindruck, den die Nachricht zu Hause machte, war niederschmetternd; der Mutter wurde sie lange verheimlicht. Den Gefangenen wurde nunmehr die Wahl einer Festung zu ihrem Aufenthalt frei gestellt. Landfermann entschied sich für Magdeburg. Der Vater war damit einverstanden trotz der weiten Entfernung von der Heimath, da Wesel und Jülich als Festungen in dortiger Gegend verhaft waren, Köln und Koblenz aber noch keine Staatsgefangenen aufnahmen. Am 16. März 1825 fuhr er in Begleitung zweier Gendarmen nach Magdeburg, wo er am 18. eintraf. Die königliche Bestätigung und öffentliche Verkündung des Urtheils ließ aber lange auf sich warten. Vergeblich waren alle Bemühungen des Vaters und ein Versuch Schloffer's, durch Raumer eine Milderung herbeizuführen. Im Gegentheil wurde, sehr im Widerspruch mit früheren mündlichen und schriftlichen Auslassungen des Geh. Rath von Kampf, Landfermann in der nächstfolgenden Zeit härter behandelt als seine Mitgefangenen. Folgende Briefe an den Vater (September 1825) und an Buchhändler Winter in Heidelberg (9. Oktober) geben darüber Auskunft.

„Lieber Vater! Meine Bitte geht dahin, daß Sie für mich an den Wirkl. Geh. Staatsrath und Kammerherrn von Kampf schreiben mögen etwa folgenden Inhalts:

„Wenn keine mir mündlich gegebene Versicherung, daß meine jetzige Lage meiner Karriere im preussischen Staatsdienst nicht schaden werde, Sie zu den erfreulichsten Hoffnungen für mich berechtige, so könnten Sie doch voraussetzen, daß, wenn meine jetzige Lage fort dauere, ich nicht nur für jeden Staatsdienst, sondern auch für die menschliche Gesellschaft überhaupt völlig abgestumpft und unfähig herausgehen würde. Meine Lage sei nicht nur ohne allen Vergleich härter als die meiner Mitschuldigen in Stralsund, Glogau, Jülich, Wesel, wie Sie aus sicheren Erkundigungen wüßten

(wie denn der Baron von Lancken, völlig in gleicher Schuld mit mir, in Stralsund in einem Privathause wohnt und bloß gelinden Stadtarrest hat, und meine Mitschuldigen in Glogau dort Bälle ic. besuchen), sondern auch als die, die sich mit mir in Magdeburg befinden, indem diese, so lange sie hier sind, unter einander ungehindert verkehren, ich dagegen, so lange ich hier sei, von allem menschlichen, geschweige denn aufrichtenden und bildenden Umgang abgeschnitten und auf einen gemeinen Aufwärter beschränkt sei, — den ersten Monat ausgenommen, wo ich anfangs mit einem ehemaligen Lieutenant, dessen Excesse und offenbare Verrücktheit bald darauf nöthig gemacht hatten ihn von hier zu entfernen, und dann mit zwei ehemaligen Beamten, die wegen Kassendefekten gefangen sitzen, in ein Zimmer gesetzt sei. Sie wüßten wohl, daß meine aktenmäßig erwiesene Sinnesänderung und Losfagung von der strafbaren Verbindung mir keine Ansprüche gäben, daß vielmehr auch für meinen Theil die Gnade des Königs allein wieder gut machen könne, was ich verbrochen hätte, aber Sie hofften doch, daß ich keine härtere Behandlung verdiene als Andere, die ebenso viel oder mehr als ich verschuldet hätten. Durch das Wohlwollen, das Herr von Kamptz gegen alle reinigen Schuldigen in dieser Sache und namentlich auch mir bewiesen habe, fänden Sie sich bewogen ihn zu bitten, sich dahin zu verwenden, daß man mir denjenigen Grad von Freiheit gewähre, den die übrigen Staatsgefangenen in Magdeburg genießen, namentlich die Erlaubnis, zuweilen in die Stadt zu gehen, die mir in wissenschaftlicher Rücksicht, namentlich zur Befriedigung meiner litterarischen Bedürfnisse so nothwendig sei, und auch durch die Anwesenheit eines nahen Verwandten, des Generalstabsarztes Kocholl, so wünschenswerth wäre; und wenn dies nicht bewilligt werden könnte, mir doch der Umgang mit meinen hiesigen Mitschuldigen, Gabert und Konforten, freigegeben werden möge, damit ich nicht völlig verkümmere und geistig zu Grunde gehe. Zugleich möge er die Gewogenheit haben

Ihnen zu sagen, wann etwa das Urtheil erfolge. — — — Sobald er Ihnen geantwortet hat, so benachrichtigen Sie mich davon, als wenn Sie aus eigenem Antrieb, nicht auf meinen Wunsch geschrieben hätten.

„Caspari's Mutter hat sich mit einem ähnlichen Schreiben an von Kampz gewendet und dadurch wenigstens das erlangt, daß sie ihren Sohn ohne Zeugen sprechen darf. An die hiesige Kommandantur habe ich mich mit obiger Bitte unter dem 15. August zum dritten Mal gewendet und nochmals folgende Gründe aufgezählt: 1. daß meine Untersuchung seit dem Januar a. c. völlig geschlossen sei und die Akten seit jener Zeit zum Spruch liegen; 2. daß mir demgemäß von Seiten des Gerichts zu Rügen die unbedingte Versicherung gegeben, daß ich auf der Festung mit meinen dortigen Komplizen ohne alle Behinderung würde umgehen können; 3. daß ich schon zu Rügen vom Ende Mai 1824 bis zu meiner Abführung im März 1825 fortwährend in Gesellschaft mehrerer Mitschuldigen gelebt habe und namentlich auch den Verdict (jetzt hier im Arrest) schon dort gesprochen habe; 4. daß ich etwa $\frac{1}{2}$ Jahr vor Anfang der Untersuchungen mich aus freiem inneren Antrieb von dem geheimen Bunde förmlich losgesagt habe, und daß mir, da dies aktenmäßig erwiesen ist, auf eine vorzugsweise milde Behandlung Hoffnung gegeben sei. — Die Antwort war abschläglich; nur nach erfolgtem Urtheil könne Änderung eintreten.

„Seien Sie übrigens von meinem Wohlbefinden versichert und daß meine Lage bei Weitem so fatal nicht ist, als sie scheinen möchte.“

„Die Gelegenheit,“ so schreibt Landfermann an Winter, „ohne Wissen meiner Wächter einmal zu schreiben, kann ich nicht vorbeilassen, ohne auch Ihnen, verehrter Herr, meinen Dank für Ihre vielfältige Theilnahme zu sagen und von meinen jetzigen Verhältnissen kurze Nachricht zu geben. Gesund bin ich, wie in Heidelberg niemals. Migräne und Hypochondrie, die mir dort arg zusetzten,

hat das Berliner kalte Bad von Grund aus, wie ich hoffe, kurirt. Es giebt überhaupt wohl für den Hypochonder kein besseres Mittel, als von dem Leben recht geschüttelt zu werden. Der Grund zu der Kur und neuer Lebenslust ist aber in Ihrem Hause gelegt, und dafür bin ich Ihnen vor Allem warmen Dank schuldig.

„Die Ursachen der vielen Verhaftungen sind wohl bekannt genug. Mich haben wiederholte Konfrontationen, zuletzt mit einem gewissen Wesselhöft, überzeugt, daß ich nichts Neues entdecken könne und daß bei Weitem die Mehrzahl Alles gestanden habe, worauf ich mich dann auch zu einem Geständnis bequeme. Für meines Gleichen ist das Ganze eine herbe, aber reiche Erfahrung, und die Folgen für den Zungen und Einzelstehenden werden wohl zu vermeiden sein. Wehe thut es mir aber, daß Familienväter wie z. B. ein gewisser Salomon und ein Major von Ferentheil aus Erfurt der Theilnahme geständig geworden sind, wie ich zuverlässig weiß.

„Meine Lage hier ist hart, besonders durch die Entbehrung alles auch nur erträglichen Umgangs, selbst mit meinen hiesigen Mitschuldigen, doch nicht so hart, daß ich sie nicht wohlgenuth und ungebeugt ertragen sollte, und je einsamer ich bin, desto öfter schweife ich zu alten lieben Bekannten, und von unserem schönen Heidelberg und von Ihrem mir unvergeßlichen Hause kehre ich dann immer muthig und fröhlich wieder zurück. Ihre lieben Grüße erwidere ich allen Gliedern Ihres Hauses vom größten bis zum kleinsten, und das kleinste muß den größten Gruß haben. Wenn die Umstände anders wären, so würde ich die liebe Hausmutter bitten, mir recht ausführliche Nachricht von Ihrer aller Befinden zu geben, wozu diese wohl mehr Zeit und Lust hätte als Sie, so aber muß ich meine Bitte auf bessere Zeiten verschieben und hoffe dann keine Fehlbitte zu thun.“

Der Brief an Herrn v. Kamptz hatte wenigstens in so fern Erfolg, als der Verkehr mit den anderen Untersuchungsgefangenen

ihm gestattet wurde. Große Freude machten ihm Besuche des Schwagers v. d. Becke, des Mannes seiner Schwester Florentine, am 2. September 1825, und später dieser selbst. Auch andere Freunde erhielten bisweilen Zutritt zu ihm. Eine besonders glückliche Fügung war es, daß ein naher Verwandter, der Generalarzt Kocholl, nach Magdeburg versetzt wurde. Denn Anfang des Jahres 1826 wurde Landfermann von einem heftigen Nervenfieber befallen, in welchem sich Kocholl und auf dessen Veranlassung der Regimentsarzt Dr. Scheibler des Kranken aufs treueste annahmen. Anfang Mai war dieser in der Lage, den Eltern seine beginnende Genesung selbst zu melden (Ausführlicheres enthält der unten mitgetheilte Brief an Frau Winter); vielleicht hatte übertriebene Sparsamkeit — er hatte Frühstück und Abendbrot auf trockenes Brot und Wasser reducirt — seinen Körper schon vor Ausbruch der Krankheit geschwächt. Indes hatte die Erkrankung in so fern eine wohlthätige Folge, als dadurch ohne besondere höhere Erlaubnis die drückenden Beschränkungen der Haft nach und nach fortfielen, er durfte jetzt täglich Besuche empfangen. Auch sorgte der Gymnasialrektor Solbrig, vom Kloster U. L. Frauen, für litterarische Hilfsmittel, er war dazu gleich Anfangs von der Untersuchungskommission, die sich also in dieser Beziehung human zeigte, aufgefordert worden.

Den Studien des Gefangenen eine bestimmte Richtung zu geben, ließ sich Schlosser durch folgenden charakteristischen Brief vom 19. Mai 1826 angelegen sein:

„Ich hätte Ihnen eher geschrieben, wenn ich nicht erwartet hätte, daß Ihr Schicksal durch günstige Umstände und durch die Milde des Königs würde erleichtert werden; da Sie aber doch, wie ich hörte, dort wohl noch lange Zeit ohne bestimmte Thätigkeit werden bleiben müssen, so will ich mich wenigstens mit Ihnen darüber unterhalten, wie Sie Ihre Zeit nach meinem Urtheile für die Wissenschaft nützlich anwenden könnten. Ihren Vorsatz der

Durchlesung aller Hauptschriftsteller kann ich nicht anders als sehr billigen, nur bitte ich Sie, diese Gelegenheit nicht etwa für Adversarien, sondern für Bemerkungen über unrichtige oder von den Alten gemißbilligte Ansichten einzelner Dinge und Begebenheiten, wie wir sie uns häufig bilden, zu benutzen, dies wird Ihnen für die Compendien und Geschichten, die Sie später, wenn Sie arbeiten, in die Hand nehmen müssen, ein gutes Instrument geben. Dann machen Sie doch bei diesem Anlaß, wo Ihnen Punkte aufstoßen, in Ihrer Einsamkeit einzelne Aufsätze, als Berichtigungen, als Ausführung, als Behandlung besonderer Gegenstände; damit läßt sich einmal viel anfangen, und ich würde Sie sogar aufgefordert haben, mir solche Aufsätze von Zeit zu Zeit zum Bekanntmachen zuzuschicken, wenn nicht meine Arbeit an der neuen Ausgabe meiner Weltgeschichte mich hinderte, Frommann's Vorschlag anzunehmen. Frommann wollte ein förmliches Repertorium für alles das anlegen, was einer irgendwo gelegentlich fände, er hatte einen sehr vernünftigen und für die Geschichte sehr heilsamen Plan; zu einer anderen Zeit werde ich vielleicht doch einmal daran denken, da wäre es mir lieb, wenn solide Leute Materialien fertig hätten. Das bloße Lesen würde Sie indessen in der Periode, worin ich Sie glaube (da ich immer noch sehr viel von Ihnen hoffe und erwarte), zu sehr zurückhalten; ich hoffe daher, daß Sie mit Schierenberg und Lorenz an den Übersetzungen der späteren griechischen Schriftsteller, die Schmidt in Jena herausgibt, arbeiten werden. Nehmen Sie den Herodianus, Sie werden einen Schriftsteller in ihm finden, den Sie kaum in einer solchen Zeit erwarten würden. Sie gewinnen wenigstens Übung der Feder in historischen Materien dabei. Wäre es nicht möglich, daß Sie zugleich (neben der alten Zeit) ein solides Studium des Mittelalters vornehmen? Sie würden hier für Ihr künftiges Auftreten unendlich vorarbeiten. Sie glauben nicht, wie wenige Leute bei allem Geschrei von Quellenstudium in unseren Tagen die Quellen leidlich kennen. Fangen Sie mit

Italien an, lieber Herr Landfermann; da Sie keine Bibliothek auf der Citadelle haben können, so will ich Ihnen sagen, wie ich es machte. Ich würde mir aus Muratori *Antiquitates medii aevi* und seinen *Scriptoribus rerum Italicarum*, lauter Quellenbüchern, ein Bild entwerfen, über einzelne Dinge und Sachen, wie über das Allgemeine. Dies würde das ohnehin interessante Studium der *Scriptorum* doppelt interessant machen; hernach blätterten Sie das *Du Cange Glossarium mediae et infimae latinitatis* durch und berichtigten Ihre Darstellung; dann lasen Sie *Du Cange dissertations und observations* zu Joinville u. s. w. Es sollte mich wundern, wenn Sie in Ihrem Arrest, das Auge stets auf die Alten, nicht ein schönes Bild des Mittelalters ohne Compendium und obdöse Gelehrsamkeit zusammenbrächten. — Seien Sie überzeugt, mein lieber Herr Landfermann, daß ich den lebhaftesten Antheil an Ihrem Schicksal und an Ihren Arbeiten nehme, daß ich sehr viel von Ihnen für mein Fach erwarte, und daß es mir besonders lieb war, daß Sie mich nicht getäuscht hatten, wie ich bei Ihrer Verhaftung Anfangs glaubte, da ich nie von Ihren Verbindungen Etwas gehört hatte. Wo ich Ihnen dienen kann, werde ich es immer gerne thun.“

Die von Schloffer erwähnte Hoffnung, es würde am Geburtstag des Königs eine Begnadigung erfolgen, wurde von Landfermann's Angehörigen und Freunden getheilt; wie man überhaupt in weiten Kreisen für alle Gefangene darauf hoffte. Schlimmer war es, daß die Verkündigung des Urtheils durch das Breslauer Oberlandesgericht noch immer ausstand. Erst am 8. Juni wurde es dem Gefangenen mitgetheilt, es lautete auf 13 Jahre Festungshaft. Die Eltern waren durch den Oberpräsidenten v. Bincke wohl etwas vorbereitet, daß der Spruch über Erwärten hart ausgefallen sei; doch hoffte man auch jetzt wieder auf baldige Begnadigung. Um so mehr mußte die Höhe der Strafe die Angehörigen beugen und befremden. Der Gefangene selbst schrieb darüber dem Vater: „So

wenig Sie Sich darüber äußern, so sehe ich doch nur zu gut, welchen Eindruck die Sache auf Sie gemacht hat, und das ist das Traurigste für mich in meinem ganzen Schicksal, das ich sonst ruhig und heiter wie bisher auch fernerhin zu tragen hoffe. Es hieße den schlichten Menschenverstand verleugnen, wenn ich sagen wollte, daß es kein großes Unglück sei, was mich betroffen hat. Indeß hat bis jetzt meine Gefangenschaft doch auch wohlthätige Folgen gehabt. Ein vernichtender quälender Hypochonder, der mich sonst vielleicht mein ganzes Leben hindurch gequält hätte, ist völlig von mir gewichen, wie ich glaube dadurch, daß mich das nothwendige Ankämpfen gegen äußeres Mißgeschick von der inneren Schwermuth abzog und ich so das Leben wieder in seiner wahren freundlichen Gestalt erblickte. Dieser Gewinn dünkt mich mit zwei bis drei Jahren Verlust der Freiheit nicht zu theuer erkauft zu sein. Ich könnte Ihnen einen Gewinn von eben so großer Wichtigkeit nennen, den ich unter anderen Umständen schwerlich gemacht hätte, ich verschiebe es auf ein ander Mal. Warum sollte ich nun nicht auch von der Zukunft noch viel Gutes hoffen? zumal da wir die Hoffnung auf eine nicht zu sehr entfernte Begnadigung nicht aufgeben dürfen. Lassen Sie mich bald ein beruhigendes Wort über Sie alle und besonders, lieber Vater, über Ihre Gemüthsstimmung hören."

Eingehender äußert er sich in einem Brief an Frau Winter aus denselben Tagen (11. Juli 1826): „Welche Freude mir Ihre lieben Zeilen gemacht haben, kann ich kaum sagen. Ich erhielt sie im Mai zusammen mit ein paar anderen werthen Briefen durch einen neuen aber guten und lieben Bekannten; so kam alles Erfreuliche zusammen. Ich war wirklich einige Tage in einem wahren Freudenrausch, und wenn ich mir eine recht innige Freude machen will, so lese ich Ihren Brief wieder durch, in dem ich Ihr ganzes Leben wiederfinde. Es dünkt mich immer, als wäre unsere Bekanntschaft — darf ich sagen, unsere Freundschaft? — erst ein leiser Anfang, die Grundlage zu etwas Festerem, Innigerem, und als

dürfte ich mein Leben nicht eher für beschlossen halten, als bis ich Ihnen gezeigt hätte in Worten und Werken, daß ich das Wohlwollen, mit dem Sie alle mir entgegen gekommen sind, so wenig meine stumme finstere Art dazu auffordern konnte, verdiene. Ich war in Heidelberg ein verzagter Mensch mit einem sehr uneinigen Gemüth; in Ihrem Hause habe ich zuerst wieder ein menschlich schönes Zusammenleben in dem Glück, welches nicht auf Selbstbetrug und äußerlicher weltlicher Eitelkeit beruht, gesehen und jetzt ist mir, als wäre meine ganze Unversitätszeit und die Widerwärtigkeit meiner Gefangenschaft nur wie ein lustreinigendes Gewitter gewesen, um mir Jugend und Frühling, Kraft und Hoffnung mit Gott auf lange Jahre wieder zu geben! Vielleicht erinnern Sie Sich, wie ich Ihnen nicht lange vor meiner Verhaftung sagte, ich wünsche, es möchte mir einmal eine derbe Widerwärtigkeit begegnen. Ich hoffte nämlich daraus eine heilsame Anregung meiner Lebenskraft, und diese Hoffnung hat mich nicht betrogen, so weit ich aus den später verstrichenen zwei-einhalb Jahren beurtheilen kann. Unser Keller meinte gegen mich, er würde mich wohl am Ende im Kloster wiedersehen, und er hatte damals nicht so ganz unrecht, aber ich habe jetzt erkannt, was wir im Kloster suchen, müssen wir in uns finden oder nirgends, und

will einer merken lassen, daß er mit Gott es hält,
so muß er feck erfassen die arge böse Welt. —

„Als ich Ihren Brief erhielt, war ich kaum von einem schweren Nervenfieber wieder aufgestanden, das mich gerade um den Jahrestag meiner Verhaftung, den 16. Februar, befallen und dem Tode sehr nahe brachte. So lieb mir das Leben ist, fürchte ich doch auch den Tod nicht zu sehr, aber noch immer ist mir der Gedanke widerwärtig, daß, wenn ich gestorben, es ohne Bewußtsein gewesen wäre. Früher oder später, aber ich wünschte mir vor vielem Andern auf dem Todtenbett ruhig, schmerzlos und klar noch einmal auf alles

Schöne, Erbauende, Ermuthigende, was mein eigenes Leben und die Welt mir geboten hätte, hinblicken zu können. — Jetzt habe ich Alles überstanden, auch die Nachwehen, nur sind meine Haare so ziemlich alle verloren.

„Am 8. Juni ist mir mein Urtheil publicirt. Es lautet auf Unfähigkeit zum Staatsdienst, und dreizehnjährigen Arrest, wegen Theilnahme an einer den Hochverrath vorbereitenden Verbindung“. Appellirt habe ich nicht, aber ich habe mich an die Gnade des Landesherrn gewendet und hoffe das Beste, indeß auch die volle Ausführung des Urtheils würde ich zu ertragen wissen. Die besten Güter und das schönste Glück hängen nicht von fremdem Willen ab. Zu irgend einem Schritt aber, der mir die Freiheit wiedergäbe unter der Bedingung, Deutschland zu verlassen, würde ich mich nie verstehen können. Es ist das nicht eine Anwandlung von übertriebenem Patriotismus. Was man heut zu Tage gewöhnlich so nennt, ließe sich in Aegypten oder Amerika vielleicht eben so gut üben, und mit dem Wirken in Deutschland sähe es während meiner Gefangenschaft und auch wohl nachher, wenn ich bis zum 18. März 1838 still gefessen hätte, sehr dürftig aus. Aber ich weiß es zu sicher, Alles was uns Nation und Heimath giebt, nicht nur Sitte, Lebens-Ansicht, Gedankenkreis, Sprache, auch der deutsche Boden, Winter, Sommer und alles Übrige ist mir so nöthig, wie die Lebensluft, und es wäre ein Selbstmord an mir, wenn ich mich ohne die äußerste Noth davon trennen wollte. Weder meine Wünsche noch meine Fähigkeiten gehen in dieser Hinsicht weiter als ein Deutscher, ein Stockdeutscher zu sein. Draußen wäre ich ein Klotz, nur in der Heimath kann ich ein Mensch sein. — Tritt keine Milderung ein, so ist mein Los hart. Die meisten billigen Menschenwünsche sind mir dann versagt; was die Welt an uns bildet, ist mir dann verloren; dagegen was Einkehr in uns selbst, einsame Betrachtung, Studien gewähren, kann ich hier gewinnen, wenn ich es nur danach anfangen.

„Das Traurigste beider Sache ist mir die Bekümmernis meiner alten Eltern. Indes haben sie vor dem jüngeren Geschlecht Das voraus, daß sie den Trost der Religion unverkümmert durch eigene selbstgenügsame Weisheit genießen. Ich kann es nicht bedauern, daß ich gethan habe, was ich nicht lassen konnte, daß meine Jugend jugendlich warm theilnehmend und unbesonnen gewesen ist. Und endlich, warum sollte ich nicht hoffen, daß auch ich einmal zu Denen gehören werde, denen alle Dinge müssen zum Besten dienen? Sonst habe ich glücklicherweise für Niemand außer mir in leiblichen Dingen zu sorgen. Früher wünschte ich mir sehr, von Sorgen dieser Art in Anspruch genommen zu werden; die Bemühungen eines Sohnes für die hilflosen Eltern, eines Bruders für jüngere Geschwister, eines wackeren Familienvaters erschienen mir so ehrwürdig und erfreulich. Jetzt habe ich alle Ursache mich zu freuen, daß das Alles auch nicht einmal in der Aussicht darauf mir beschieden ist. Nicht allen meinen Genossen ist es so gut geworden. Meinem Vetter Lehmann aus Lempey z. B., der jetzt auf elf Jahre in Züllich sitzt, starb vier Wochen vor seiner Verhaftung sein Vater, der einzige Verfolger der Familie; kurz darauf erhielt er einen vergeblichen Ruf an die Pfarre seines Vaters, und bald nach seiner Ankunft in Züllich ist seine Mutter wohl aus Kummer über ihn gestorben und hat außer ihm drei unverförgte Töchter von zehn bis zwanzig Jahren hinterlassen. Dazu war er seit längerer Zeit mit einem sehr braven Mädchen verlobt.

„Erfreuen Sie mich doch recht bald wieder mit einem Briefe. Ein Wort von Ihnen würde mir immer sehr tröstlich sein, und wenn ich auch zu stolz bin um zu sagen, daß ich Trost bedürfte, so sind mir doch die Freuden von außen her hier so knapp zugemessen, und ich wüßte wenig, was mich mehr erfreuen könnte, als ein Brief von Ihnen wie der vorige. Vergessen Sie dann aber auch nicht, daß ich nur von Ihnen über wesentliche Veränderungen in Ihrem

Familienkreise Nachricht erhalten kann. Führt Anton sein Weg über Magdeburg, so bitte ich ihn recht sehr mich aufzusuchen."

Von einer Appellation wurde, obwohl Freunde des Vaters dazu riefen und andere Gefangene mit Erfolg diesen Weg betreten, Abstand genommen, namentlich weil die definitive Entscheidung über das Strafmaß dadurch wieder ins Ungewisse hinausgeschoben worden wäre, aber auch, weil Herr v. Kamptz brieflich indirekt davon abrieth. Landfermann zog es vor, die Gnade des Königs für eine Milberung der Strafe anzurufen. Indeß blieben alle Gesuche, die des Gefangenen selbst wie die des Vaters, trotz der Bemühungen des Herrn v. Vinke und anderer Vänner, vorläufig erfolglos; nicht einmal geringfügige Erleichterungen der Haft wurden trotz der Zusicherungen des Herrn v. Kamptz erlangt.

Die genaueste Auskunft über das Leben des Gefangenen geben auch jetzt wieder die Briefe an Frau Winter, welche hier folgen mögen. Der erste ist vom 17. Februar bezw. 25. April 1827.

„. . . Meine Lage ist im Guten und Bösen unverändert. . . . Sie wissen, wie ich über mein Los denke und ich bitte Sie, keinen erkünstelten Gleichmuth darin zu sehen. Es giebt einen Frieden, welcher höher ist als alles Treiben der Welt; ich besitze ihn nicht, aber ich hoffe ihn zuversichtlich, und ich habe Stunden genug, wo ich mich ruhig und glücklich fühle, und diese Ruhe lehrt nicht das Treiben der Welt fürchten und meiden, sondern heiter und thätig sich in derselben bewegen wo und wie man kann. — Meine Gesundheit ist für jetzt gut, Bewegung habe ich mir schon als ich frei war, zu wenig gemacht, hier kann ich also den Folgen einer sitzenden Lebensart nicht ganz entgehen. Im August hatte ich einen leichten Anfall von Ruhr, dann litt ich anderthalb bis zwei Monate an einem gefahrlosen aber angreifenden Wechselfieber. Ich brachte diese Zeit in dem Garnisonlazareth zu, weil der Arzt erklärte, er könne mich im Gefängnis nicht herstellen. Ich bewohne nämlich eine Stube in den bombenfesten Kellern oder

Kasematten, die in die Wälle der Citadelle auf einer Elb-Insel hineingebaut und sehr naß, kalt und dumpfig sind. Im Lazareth war übrigens Alles nach Wunsch. Bedenklich ist mir, daß Unbekannte meist mich zehn Jahre älter schätzen als ich bin. Das Gefängnis macht alt. Runzeln und graue Haare habe ich aber noch nicht, und werde ich nicht zu spät wieder frei und kann dann ein oder zwei Monate eine Fußreise machen, wohin besser als über Heidelberg in die Schweiz, und manchmal ein Pferd müde tummeln, so wird Alles wieder werden.

„Sie fragen nach Umgang und dergleichen, das heißt aber zu viel verlangen. Die Citadelle oder vielmehr einen engen von der Sonne kaum beschienenen Hof, mit hoher Pfahlwand eingezäunt, darf man nicht verlassen, noch weniger auf die Wälle gehen; von der Stadt sieht man die Thurmspitzen; sechs Stunden sollen die Thüren offen sein. Innerhalb der Citadelle ist aber wenig Gutes; einige Officiere haben natürlich anderen Umgang als uns Hochverräther; dann einige Unterbeamte, hundertfünfzig Kettengefangene, meist Räuber und Mörder, eben so viel zu Zwangsarbeit verurtheilte Soldaten und gegen dreißig Staatsgefangene, wozu ich gehöre, meist Leute, zu denen ich in keiner Weise passe. Als ich ankam, wurde ich zu einem derselben ins Zimmer gelegt, einem ehemaligen Officier, der schon wegen Wahnsinn in Ketten gelegen und mit Messern um sich gestochen hatte, später kam er ins Tollhaus. Von diesem trennte man mich, um mich gleich in ein Stübchen von fünfzehn Fuß zu einem Postsekretär und einem Forsteinnehmer, welche königliche Kassen bestohlen hatten, zu legen. Später erhielt ich ein Gefängnis allein, dasselbe wo Becker*) aus Gotha als französischer Gefangener gefessen, groß genug, drittehalb mal so groß wie Ihr Wohnzimmer, deshalb auch durchaus nicht zu erheizen, ein nacktes

*) 1811-13. Becker war Herausgeber der zuletzt „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen“ benannten Zeitung und Buchhändler in Gotha (+ 1822).

Gewölbe, wo an den Mauersteinen Salpeter dick ansetzte und beständig Wasser reichlich niederfloß. Der Eingang war eine Fallthüre, die mir einmal durch meine Unvorsichtigkeit den Arm quetschte. Später erhielt ich ein besseres; jetzt wohne ich in dem fünften, womit ich, mit jenem verglichen, zufrieden bin. Lafayette hat in dem Zimmer neben mir gewohnt. Mit meinen hiesigen Mitschuldigen durfte ich die ersten neun Monate nicht reden. Jetzt sind unserer sieben. Auch unser Verhältnis unter einander ist nicht erfreulich, ohne eigentliche Schuld eines Einzelnen. Das Gefängnis macht sehr reizbar, und auf der anderen Seite läßt man sich zu sehr gehen und wird bei dem ununterbrochen engen Zusammensein den sonst so nöthigen und billigen Zwang müde. Nur mit einem Einzigen stehe ich etwas vertrauter. So lebe ich im Ganzen sehr einsam. Zum Glück habe ich in der Erinnerung an liebe werthe Bekannte, auch an einen bewährten Freund, mit dem ich mein Leben lang eng verbunden sein werde, genug, um noch einige Jahre damit hauszuhalten.

„Das die Schattenseite meines hiesigen Aufenthalts. Die Lichtseite fehlt nicht ganz. Erstlich haben wir sieben Demagogen den Schutt und Moder unseres Hofes in einen leidlichen Blumengarten mit Lauben und Rasenflächen verwandelt, zweitens haben wir in demselben drei ganz herrliche Linden, drittens besuchen mich manchmal die Kinder eines Beamten der Citadelle, ein Knabe von sechs, und zwei Mädchen von drei und vier Jahren, fromme liebe Kinder, was um so erfreulicher ist, da die übrigen Beamtenkinder fast alle unerhört früh und in einem fürchterlichen Grad durch die Gefangenen u. s. w. verdorben sind. Besonders das kleinste ist mein Liebling, harmlos und natürlich wie ich noch keines sah, Ihrer Henna nicht unähnlich, aber scheu und wild wie ein Reh, so daß es viel Mühe gekostet hat sie so weit zu zähmen, daß sie mit mir spielt. Jetzt, da sie ihre Gewalt über mich kennt, turbt sie mich freilich entsetzlich, ärger als sie irgend könnte, wenn sie fünfzehn

Jahre älter wäre. Ich bin immer ein großer Kinderfreund gewesen, es hat mich manchmal mit mir selbst veröhnt, daß ich nie ein frommes gutartiges Kind sehen konnte, ohne eine innige uneigennützigte Freude zu empfinden, um so mehr Freude habe ich jetzt daran. Leider sieht die Mutter nicht gerne, daß sie zu uns kommen, weil sie mit Recht wegen einiger schmutzigen Trunkenbolde unter unseren Mitgefangenen fürchtet. — Auch im Lazareth habe ich eine herrliche Bekanntschaft gemacht, mit meinem Wärter, einem alten Soldaten, der jetzt mit acht Thaler monatlich für saure Arbeit eine starke Familie ernährt; aber ein wackerer Mann, wie ich wenige kenne, pflichttreu und rechtschaffen bis zur Ängstlichkeit, fromm, aber kein pietistischer Kopfhänger, immer lustig, selbst schelmisch; lesen kann er kaum, aber er ist reich an ernstern und leichten Sprüchen und Liedern und voll gesunder Erfahrung, rüstig in seinen oft sehr widerwärtigen Geschäften, dabei von seltener Zartheit und Tiefe des Gemüthes. Ich hatte nie geglaubt, daß solche Eigenschaften an begünstigte Klassen gebunden wären, aber hier sah ich sie zum ersten Mal an einem so niedrig gestellten Mann; es ist ganz etwas anderes, dergleichen zu erleben, als es zu glauben und zu hoffen. Wir wurden recht vertraut, er nannte mich meist „Kind“. Seine Frau, mit der er dreißig Jahre verheirathet, konnte er meist nur Sonntags sehen, desto herzlicher empfingen sie sich, er redete sie meist in seinem Niederdeutsch „unsere Braut“ an. Sie hatten sich als Nachbarinder früh gekannt, sich immer zur Schule abgeholt, sie hatte ihm auf der Straße noch die Sprüche vorgefagt, weil er selbst nicht gut lesen konnte, in der Stunde hatte sie sich immer hinter ihn gesetzt und da sie die Geschickteste gewesen, ihre eigene Eitelkeit unterdrückend, ihm die Antworten zugesteckt, damit er am fertigsten antworten könne. Ist solche Wirklichkeit nicht mehr werth, als mancher gepriesene Roman, der junge Gemüther zu selbstbetrügerischer Sentimentalität verlockt, und den, der in der rauhen Schule, durch die wir alle müssen, härter geworden, zum

Rächeln über die unmenschliche Zartheit zwingt, oder als eine gewisse Aufklärung, die in die Breite statt in die Tiefe geht? — Mein neuer Freund heißt Holzmacher und ist bei Jena nicht eher gewichen, bis er eine Kugel in den Kopf bekommen.

„Das ist denn aber auch alles Gute, was sich von hier melden läßt. Zeitungen, Journale, Tied, Uhland, Shafespeare, manchmal auch, wenn Sie erlauben, ein Kartenspiel, unterbrechen ernstere Beschäftigungen, manchmal mache ich auch Verse, weil ich keine bessere Kunst verstehe. Man muß hier in Vergangenheit und Zukunft leben, und wie der Dachs im Winterschlaf an seinem eigenen Fett, so an Erinnerungen zehren.

„Vor Kurzem schickte mir meine Mutter den Brief, den Sie ihr 1824 geschrieben. Ich danke dafür von Herzen. Meine Mutter hat im November ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert. Sie trägt ihr Alter und das Schicksal ihres einzigen Sohnes, von dem sie Anderes erwartet, mit wunderbarer Kraft, obgleich ihr die Gedanken, die mich getrieben haben, sehr fremd sind und sie schon vor zehn Jahren sehr schwach war. Ich kann jetzt hoffen, sie noch einmal wiederzusehen, was ich früher kaum hoffte. Es liegt oft sehr drückend auf mir, daß ich geraume Zeit die aufopfernde Liebe meiner Eltern nicht recht erwidert habe. 1821 theilte ich ihnen meine Absicht mit, nach Griechenland zu gehen. Mein Vater widersetzte sich so entschieden, daß die Ausführung unmöglich wurde. Daraus entstandene Bitterkeit und ein allgemeiner finsterner Mißmuth in mir war die Ursache, daß ich bei meinem letzten Aufenthalt in Soest Ostern 1822 sehr fremd gegen meine Eltern, besonders meinen Vater war; wie tief ihn das geschmerzt, habe ich erst später erkannt und durch meine Schwester erfahren. So weit sich dergleichen durch Briefe gut machen läßt, habe ich es gethan, schon vor meiner Verhaftung. Aber Briefe sind gar wenig, einer meiner sehnlichsten Wünsche ist, meine Eltern persönlich versichern zu können, daß ich besser weiß was Eltern sind und Kinder sein

sollten, und daß meine Ansichten und Wünsche sich nicht mehr so weit von den ihrigen entfernen. Werden Sie mir das Vertrauen übel deuten, wenn ich zu Ihnen wie zu einer mütterlichen Freundin rede? Ich weiß wohl wie lästig oft solche unverlangte Vertraulichkeit ist, aber ich bin nicht Schuld, wenn ich dies Vertrauen zu Ihnen und den Wunsch, mich so mitzutheilen, empfinde.

„Nicht mit Unrecht warnen Sie mich vor dem Egoismus, den die Einsamkeit hervorbringt. Den Egoismus, der die Andern lieblos als bloße Mittel zu gebrauchen strebt, habe ich nicht so sehr zu fürchten, aber von demjenigen, der die Menschen mit geringen Ausnahmen verachtet, es nicht der Mühe werth hält, sich mit ihnen zu befassen, habe ich freilich starke Anwandlungen. Auf wen man zu blicken hat, um nicht zu vergessen, daß einzig ein liebendes Mühen für die Brüder wahr und bleibend befriedigen und beglücken kann, sehe ich in besseren Stunden wohl, aber auch von liebenden Menschen daran erinnert zu werden, ist so wohlthätig, schon weil es menschlich näher ist; auch darum müssen Sie mir manchmal schreiben. Sie können mir keinen besseren Beweis geben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, als wenn Sie mich in solchen Dingen ohne besorgte Schonung zurecht weisen.

„Bei der silbernen Hochzeit habe ich gefehlt, es gilt also auf die goldene. Möge bis dahin und noch lange Ihr Haus manchem jungen Mann werden, was es mir geworden, Anfangspunkt und Grundlage heiterer zufriedener Thätigkeit . . .

„N. S. 1. Buch der Makkabäer Kap. 12. V. 18. — Bis heute, 25. April, hat dieser Brief auf Gelegenheit gewartet, ich kann jetzt einige gute Nachrichten beifügen. Wir haben einen heiteren Spaziergang in der Citadelle und die Erlaubnis in der Elbe zu baden, ich hoffe mich auch bei den Eltern der vorerwähnten Kinder, sehr wackeren Leuten, einmieten zu dürfen, wobei ich zwar auf die Citadelle beschränkt bleibe, aber einen erfreulichen Umgang gewinne.“

Diese Erlaubnis, die ihm in der That bald gewährt wurde, verschaffte ihm eine wesentliche Erleichterung. Gern bewilligte ihm der Vater die größere Ausgabe für die Miete. Der Konfistorialrath Busch in Magdeburg scheint der Vermittler für die Wünsche des Gefangenen gewesen zu sein; am 4. Mai 1827 kam dieser über die Angelegenheit dem Vater melden:

„Nächst der Nachricht von meinem fortdauernden Wohlbe-
finden kam ich Ihnen von einer sehr wohlthunenden Veränderung
meiner Lage melden. Es bot sich die Gelegenheit eine gesündere,
freundliche und ruhige Wohnung zu finden bei dem Bauschreiber
Stiebener, einem auf der Citadelle wohnenden königlichen Be-
amten. Mein desfallsiges Gesuch ward von einer hochlöblichen
Kommandantur gnädig bewilligt und ich werde das Zimmer in
einigen Tagen beziehen. Es verursacht das aber eine regelmäßige
Ausgabe von monatlich drei Thaler; ich habe daher auf Ihre Unter-
stützung rechnen müssen, ohne welche ich nur sehr kurze Zeit im Stande
sein würde, von jenen Vortheilen Gebrauch zu machen. Darum bitte
ich also hier. So eingeschlossen wir hier leben, so dringt doch dann
und wann ein Verücht zu uns, das uns zu erfreulichen Hoffnungen
veranlaßt, und so werde ich, wenn meine Gesundheit keinen neuen
Stoß erleidet, getrost aushalten, bis wir uns fröhlich wiedersehen.
Thun Sie ein Gleiches, liebe Eltern, und erhalten Sie Sich guten
Muth und eben dadurch Gesundheit und auch Stärke. Wenn ich
nicht irre, fragten Sie, liebe Mutter, einmal, ob ich hier auch Ge-
legenheit hätte in die Kirche zu gehen. Daran fehlt es nun gar
nicht, und ich verfäume auch nicht davon Gebrauch zu machen, ob-
schon ich für meine Person noch mehr Werth darauf lege, etwa in
stillen Morgenstunden aus der Quelle selbst zu schöpfen“ . . .

Erneute Versuche, auf dem Gnadenwege eine Abfützung der
Strafzeit zu erlangen, namentlich durch Anrechnung der sechzehn-
monatlichen Untersuchungshaft, führten trotz einer abermaligen
Intervention des Oberpräsidenten von Vincke bei Herrn von

Kampfs zu keinem besseren Ergebnis als die früheren. Ein vom 26. Oktober 1827 datirter Bescheid des Polizeiministers von Schuckmann erklärte, daß höhere Rücksichten eine Begnadigung erst nach Ablauf eines Drittels der Strafzeit gestatteten. Die Entlassung war daher erst für 1829 zu erhoffen. Der Gefangene ertrug männlich auch diesen Mißerfolg, so bitter er die Härte namentlich im Hinblick auf die betagten Eltern empfand. Eine Milde rung, wenn auch nur geringfügiger Art, brachte ihm dann die Erlaubnis, in Begleitung eines Soldaten zum Baden in die Stadt zu gehen, welche stillschweigend auch auf Kirchgänge, Einkäufe, Besuche u. s. w. bezogen wurde, wie er in einem Brief vom 18. Februar 1828 dem Vater meldet: „Ihren Brief . . . habe ich zu seiner Zeit erhalten . . . Auch mich traf er bei vollem Wohlfsein. Vermehrt wurde dieses durch die Erlaubnis, in die Stadt zum Baden zu gehen, die ich seit Weihnachten habe. Ich habe dadurch auch einen neuen Antrieb mir Bewegung zu machen, was ich innerhalb der Citadelle mitunter zu sehr versäume, weil es an Reiz dazu fehlt. Jetzt werde ich denn auch erst die Grüße von Konfistorialrath Natorp ausrichten, doch fordert wohl eine gewisse Höflichkeit, vorher eine Predigt der Herren, an die sie gerichtet sind, anzuhören. Den Anfang habe ich gemacht, indem ich am 3. Februar im Dom den Bischof Westermeyer hörte. Wie ich sonst die neue Freiheit benutze, habe ich ausführlich an Florentine geschrieben. Daß ich mich hüten werde, sie nicht durch unvorsichtigen Mißbrauch zu verschmerzen, versteht sich. Auch das Kocholl'sche Haus habe ich besucht. Der Herr General hat Kocholl erklärt, daß er nichts dagegen habe. . . . Über so Manches, lieber Vater, möchte ich mich noch unterreden mit Ihnen, aber es ist jetzt schriftlich wirklich schwierig, und auch Sie scheinen dieser Meinung zu sein, da Ihre Briefe fast nicht über das Nothwendige hinausgehen. So wollen wir es denn auf die Tage des Wiedersehens verschieben, die ja immer näher kommen und wo sich dann Zeit genug finden wird,

wieder frei auszutauschen, was wir Kleines und Großes im Leben erfahren haben und was wir glauben, lieben und hoffen . . .“

War dieser Brief ein erfreuliches Zeichen des ungleich herzlicheren und vertrauensvolleren Verhältnisses zu dem Vater, als zu Beginn der Studienzeit, so giebt der folgende an Frau Winter (vom 18. Juni und 19. November 1828) einen tieferen Einblick in seine Gemüthsbewegungen und inneren Kämpfe.

„. . . Die schlimmste Zeit des Jahres ist für mich jetzt vorüber, ich meine den Frühling. Der Winter sperrt Alle ein, auch die Nicht-gefangenen, da ist es leicht, etwas enger eingesperrt zu sein als die Andern, aber im Frühling, wenn Alles ins Freie strebt, vom Blatt bis zum Menschenherzen, dann drückt die Fessel mehr. Ich habe noch jeden Frühling die Hast am schwersten empfunden, es ist gut in solchen Augenblicken, daß keine Gelegenheit zum Wein ist, sonst widerstände ich vielleicht der Versuchung nicht, in ihm zuweilen die Gedanken los zu werden. — Etwas muß ich Ihnen erzählen von einer wunderlichen Lage, in der ich diesen Frühling war. Ich wurde auf einmal zu einem Familienvater, und zwar zu einem recht bedrängten, sorgenvollen. Seit einem Jahre wohne ich bei einem Beamten auf der Citadelle zur Miethe. Ich war bald mit ihm und den Seinigen in einem recht freundlichen Verhältnis. Während er auf einige Monate in Dienstgeschäften in Berlin war, bekam seine Frau das fünfte Kind, und gerade in derselben Zeit gerieth seine Mutter in eine Geisteszerrüttung, die ich schon einmal an ihr erlebt hatte. Sie benahm sich gegen die Schwiegertochter sehr schlimm, und dieses und ihr Toben machte die arme Wöchnerin gleich sehr krank. Zugleich litten die vier älteren Kinder sämmtlich an Fieber, Augenübeln und Geschwüren. Da die Wohnung sehr beschränkt ist, erbot ich mich gleich, mein Stübchen zu räumen, um die Schwiegermutter dort in Verwahrung zu nehmen. Ich wollte dann mein früheres Gefängnis beziehen, aber die Wöchnerin bat mich, bei den Kindern zu bleiben, da die Magd und die besuchenden

Freundinnen bei ihr genug zu thun haben, auch damit ein Mann im Hause wäre wegen der tobenden Schwiegermutter. So bettete ich mich in die Kinderstube und brachte dort beinahe vierzehn Tage zu, die Kinder bei Tag und Nacht mit Blutigelu, Pflastern und Arzneien zc. zu versorgen und im Verschuß zu halten. Es war mir natürlich sehr sonderbar in dieser Lage, aber die Kinder sind mir lieb und ich habe gefunden, daß es recht schön ist, wenn man für Jemand sorgen muß, der Niemand weiter hat, wenn es auch nur auf vierzehn Tage ist. Jetzt ist mein früheres Verhältnis zur Familie natürlich noch freundlicher.

„Nun möchte ich eine Frage an Sie thun, liebe Freundin, eine recht zudringliche. Sie können Gründe genug haben, sie nicht beantworten zu wollen, ich möchte auch nur den allerwenigsten Menschen auf die gleiche Frage antworten, und zudem ist es so schwer, über Manches sich schriftlich zu äußern, daß ich es Ihnen gar nicht verargen kann, wenn Sie dazu schweigen. Ich frage aber doch und werde es Ihnen herzlichen Dank wissen, wenn Sie mich einer freundlichen Antwort würdigen. Sie finden Freude und Kraft im Christenthum, was ist Ihnen dieses, was bietet und giebt Ihnen Christus? Das ist meine Frage. Man vernimmt so unglaublich selten eine klare, herzliche, aufrichtige Antwort darauf; Bücher sind immer mehr oder weniger absichtlich und Kunstarbeit, und zudem giebt es unter denen, die ich kenne, nur sehr wenige, die eine runde unumwundene Antwort auf jene Frage auch nur geben wollen; nur ein Einziger, mein liebster Freund auf Erden, Schierenberg, hat sich mir persönlich darüber mitgetheilt, aber bei ihm ist Alles auch noch im Anfangen und Werden, und es wäre doch so unendlich viel werth, so vielfach wie möglich die persönlich lebende Wirkung von Christi Wesen auf einen einzelnen bestimmten Menscheng Geist zu erfahren. Lassen Sie mich aber auch von mir in dieser Beziehung reden, damit ich eine vertrauende Antwort verdiene. Was ich zu sagen habe, ist ein Resultat meiner Ge-

fangenschaft, der Beschränkung meiner Lektüre (ich hatte vier Monate nur eine Bibel) und damit auch meiner Gedanken in Köpenick; ich wäre vielleicht sonst nie oder viel später dahin gekommen, darum kann ich, so lange ich dieses Resultat festhalte, nicht mit Unmuth an meine Gefangenschaft denken. — Nachdem im Verlauf meiner Univeritätsjahre und auch schon früher das Meiste von dem, was Menschenwitz Freches, Verwirrendes, Beunruhigendes ersonnen hat, flüchtig wenigstens an meiner Seele vorübergegangen war, war mir von der religiösen Ausstattung aus dem elterlichen Hause wenig mehr geblieben, als eine unklare Ehrfurcht vor dem religiösen Gefühl der Menschheit, besonders seit es sich auf Christus bezieht, und eine neidende Sehnsucht nach der heiteren Lebenssicherheit, die sich mir hier und da nur als Frucht einer festen religiösen Überzeugung gezeigt hatte, zugleich auch der Wunsch, dasjenige, was in der ganzen Weltgeschichte als das unerseglische Band für alle menschlichen Verhältnisse mir hervortrat, aus eigener Überzeugung und als mein eigenes Miteigenthum aufrecht erhalten zu können. Aber diesen Wunsch und jene Sehnsucht betrachtete ich mit ziemlicher Gewißheit als unerreichbar für mich; das verwirrte jeden Gedanken an Wirksamkeit in der Welt, zumal in Beziehung auf religiöse Verhältnisse, die doch überall eingreifen; nur das stand mir fest, nicht mich selbst dumm zu machen und heuchlerisch Andere zu betrügen. — Man wird angewiesen, das, was ich suchte, in der Betrachtung der Welt zu finden. Auf einen unbegreiflichen Urgrund führt uns diese Betrachtung wohl, vielleicht auch, wenn man nicht zu strupulös ist, auf einen allmächtigen Schöpfer, aber nimmermehr auf einen liebenden Vater, wie ihn der religiöse Sinn bedarf. In der Natur und im Menschenleben gilt nicht Recht und Liebe, sondern Gewalt: der Stärkere frisst überall den Schwächeren auf, der Kitzige tritt die Andern unter sich; das ist Regel, nur ausnahmsweise ist es anders, darin konnte ich nicht eine Schöpfung der Liebe erkennen. Wohl lebt in der Menschenbrust eine mächtige

Ahnung, aber wer sichert vor dem Zweifel, daß das Alles ein selbstpeinigender Traum, ein Ammen- oder Priestermärchen sei, bestimmt die Menschen um das einzig Keelle, sinnlichen Genuß, zu betrügen. Das war etwa der Standpunkt meiner Ansichten. — So las ich in Köpenick das alte Testament dreimal durch, da ich, so lange ich andere weniger altmodische Bücher gehabt hatte, nicht zu dieser Lektüre hatte kommen können, und rechnete nur auf geschichtliche Belehrung dabei. Deren fand ich denn allerdings und mehr als ich erwartet hatte. Vor Allem erkannte ich den durch das Ganze hindurch gehenden Gedanken, daß die starre enge Judenreligion sich zu einem Weltglauben der Liebe verklären werde. — Zugleich hatte ich im alten Testament, wie ich später einsah, die ohne Vergleich beste Einleitung in die Denk- und Redeweise des neuen Testaments gefunden. — Nun ging ich zu dem neuen Testament über. War es meine Lage, Stimmung, kurz was man will, ich kann mich nur darüber freuen: ich konnte mir, wenn ich aufrichtig gegen mich sein wollte, auf keine Weise den unmittelbaren, reinigenden und beseligenden Eindruck ableugnen, den zu jeder Zeit, in der trozigsten wie in der demüthigsten Stimmung, Christi Erscheinung in Wort und That auf mich machte. Dieser Eindruck nun, indem ich ihn in mir verfolgte und zergliederte, und in der Geschichte tausendfältig, jedesmal anders, aber im Grundcharakter immer gleich, wiederfand, hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß Christus wirklich der Heiland, daß sein Leben in Wort und That wirklich eine die Menschen von Zweifel und Sünde zu lösen bestimmte Erscheinung sei, indem in ihm Liebe und Heiligkeit menschlich sichtbar auf Erden erschienen ist, so daß Niemand mehr an der Realität der Tugend irre werden und zweifeln kann, daß der Sinn auch auf Erden ewig mit der Wahrheit und Tugend ist. — Ein berühmter Heide soll, als er fiel in dem vergeblichen Bestreben für die Freiheit seines Landes, gesagt haben: ‚D arme Tugend, ich diene dir wie etwas Wirklichem, doch du bist nichts.‘ Das kann Keiner mehr

sagen, welcher Christus kennt; was in der Menschenseele nur Ahnung ist, unsicher, Zweifeln preisgegeben, was als ein finsternes, um den Lebensgenuß betrügendes Märchen erscheinen könnte, das ist durch Christus zu unumstößlicher, anschaulicher Gewißheit geworden und nicht mehr kann die Welt als ein trübes Chaos erscheinen; wir wissen, daß Liebe und Heiligkeit sind, denn wir sehen sie vor uns, darum kann auch der Urgrund einer Welt, worin sie erscheinen, kein blindes Schicksal, auch keine harte kalte Allmacht sein, ein Vater der Liebe steht in der Mitte alles Seins, denn nur aus solcher Quelle konnte kommen, was wir in Christus sehen:

Und wieder wandelt in liebender Macht
Durch das All die ewige Güte,
Die alles Leben wieder zur Blüthe,
Allen Winter zum Frühling macht. —

„Man könnte fragen, ob nicht das neue Testament und Alles, was daraus gefolgert werden kann, eine bloß menschliche Erfindung sein könne. Ich glaube streng geschichtlich und wissenschaftlich nein antworten zu können, aber hier führte das zu weit. Wer übrigens nur z. B. die Bergpredigt, vor Allem den göttlichen Satz V. 6 liest und eine Ahnung von dessen Sinn gewinnt, thut diese Frage nicht.

„Das ist es in der Hauptsache, was ich sagen wollte und froh bin, Ihnen einmal gesagt zu haben. Vieles weniger Wesentliche habe ich übergangen, lassen Sie mich meine Bitte wiederholen, auch Ihre Gedanken über diesen Punkt zu hören. . . .“*)

*) In ähnlicher Weise bespricht er den Entwicklungsgang seiner christlichen Überzeugung noch einmal in einem viel späteren Briefe, der die obige Darlegung in mancher Hinsicht ergänzt: „Da ich früh Lessing's Nathan, Manches von Wieland und den aufgeklärten Jugendschriften Campe's u. dergl., Rousseau's Emile gelesen hatte, so war ich, als ich 1816 konfirmirt wurde, äußerlich gewohnheitsmäßig ehrerbietig, innerlich gleichgültig. Die an mich kommenden politischen Flugschriften von Arndt, Görres, die

Die innere Entwicklung Landfermann's thut sich deutlich auch in seinen Gedichten kund, von denen wir einige hier einfügen:

Zum neuen Jahr.

„Zum neuen Jahr ein muthig Herz,
Ein fröhlich Herz zumal.
Zum neuen Jahr ein fröhlich Herz,
Ein frommes Herz zumal.

Ein muthig Herz, das unverzagt
Der Welt in's Auge schaut
Und irdisch Werk mit ird'scher Macht
Angreift und auferbaut.

Ein fröhlich Herz, das keine Lust
Mit Sorgen trüb verdrängt,
Die reiche Welt an leichter Brust
In freier Lieb umfängt.

Turnerlosung, Schenkendorf's Gedichte, die Wartburgfeier 1817 wiesen stark auf das Christenthum hin. 1818 kaufte ich das neue Testament griechisch in der Ausgabe von Tauchnitz, nahm es 1819 mit zum Manöver. Tief ging mir davon nichts, und weder in Göttingen noch in Heidelberg empfing ich von Anderen religiöse Eindrücke, außer in einzelnen Worten Schloffer's oder der Frau Winter. Ich las aber in Heidelberg zum ersten Mal das neue Testament ganz in griechischer Sprache, verglich damit die Luther'sche Übersetzung und kam mindestens zu einem Verständnis der Worte Buße und Veröhnung. . . . Welch ein Vorzug, daß hier Alle, auch die Armen und Ungebildeten, aufblicken konnten zu einer lebendigen Persönlichkeit! Das wurde mir schon früh klar, wenn ich im Plutarch las, daß Brutus bei Philippi sein Leben selbstmörderisch unter Beihilfe seines Freundes und Lehrers, des Rhetors Strabo, mit den Worten eines griechischen Dichters geendigt: ‚O arme Tugend, warst also ein Wort, ich aber lieb' dich wie wirklich, du aber warst des Glückes Sklave.‘ Der ist freilich zu bedauern, der keinen andern Maßstab für den Werth des sittlichen Handelns kennt, als den nächsten Erfolg in der äußeren Entwicklung der Dinge.“

Ein frommes Herz, ein frommes Herz:
 Da wurzelt Lust und Muth.
 Das siegt allein ob Welt und Schmerz
 Und schafft ew'ges Gut."

Nach Heidelberg.

„Der Kiegel knarrt, es schließen sich die Pforten,
 Und draußen liegt die bunte lust'ge Welt,
 Und Abschied gilt's den heimig trauten Orten,
 Die frühlich sich mein Jugendmuth erwählt,
 Und Abschied von den süßen Freundesworten,
 Die früh und warm mir einst die Brust geschwellt.
 Der Kiegel knarrt, die Brücken seh' ich heben, —
 Leb' wohl, leb' wohl, mein hoffend Jugendleben.

Nur Eines bleibt und soll mir ewig dauern,
 Was frühe mir die junge Brust bewegt,
 Des Geistes Spiel, das über Wall und Mauern
 Mich zu der alten trauten Heimath trägt,
 Aus tiefer Nacht, in schlimmen Kerkerschauern
 Die leichten Schwingen kühn und muthig regt.
 Es winkt der Gott, da steht der Kerker offen,
 Frei waltet wieder Liebesmuth und Hoffen.

Nicht irren darf, nicht neue Wege wagen,
 Nicht zagen, zweifeln der befreite Geist.
 Er kennt die Heimath, darf nicht lange fragen,
 Dem Zug nur folgen, der ihn mit sich reißt,
 Zur Aue dort, wo hoch die Lerchen schlagen,
 Die Bergeszinne stolz zum Himmel weist,
 Am Neckarstrand der grüne Gottesgarten,
 Da ist's, wo seine Lieben ihn erwarten.

Seid neu begrüßt, ihr hohen Buchenhaine,
 Ihr Hügel, wo die stille Rebe rankt,
 Ihr Felder auch, ihr stattlich reichen Aine,
 Wo lust'ger Arbeit lust'ge Ernte dankt,

Mein Heil'genberg, wo hell im Sonnenscheine
Das reichste Bild vor meinen Augen schwankt:
Still um mich her ein innig Waldesleben,
Und weiter rings das rührig bunte Weben.

Ihr grauen Steine, predigt ihr noch immer
Von alten Tagen fröhlich starker Zeit?
Nicht Stein nur seid ihr, nicht vermorschte Trümmer,
Wenn euch ein Menschenherz zum Leben weiht;
Ein treuer Herold, schwieget ihr noch nimmer,
Wer treulich fragt, dem gebt ihr treu Bescheid.
Elisabeth, du Königin der Herzen,
Noch spricht dein Thor von Liebeslust und Schmerzen.

Du alter Pfalzgraf, liegst du noch in Banden?
Wich noch des Ephen's grüner Zauber nicht?
Spähst du so finster rings noch in den Landen,
Ob keiner denn der Enkel Ohnmacht bricht?
Ob noch die Ritter nicht zusamm' sich fanden
In Treu und Ehr' und echter Liebespflicht,
Die neue Zeit mit fröhlichem Vertrauen
Wie du die deine herrlich aufzubauen?

Den Strom hinauf, hinauf die klaren Wellen,
Hinauf, hinauf, wie oft hiedor geschah.
Freundlich den Freund begrüßen liebe Stellen,
O alte Zeit, wie bist du jung und nah!
O laßt mich ein, ihr Wächter an den Schwellen,
Gut Freund, gut Freund, längst kennet ihr ihn ja!
O laßt mich ein, nicht aber mich alleine,
Viel Geister kamen mit mir im Vereine.

Du stiller Garten, wo die Lilien blühen,
Die Veilchen winken und Vergißmeinnicht,
Darf ich in dir in Demuth wieder knien,
Dem Worte horchen, was aus dir mir spricht?
Darf in der alten Freude ich erglühen?
Blüht mir der Kranz, den treu Gedenken sticht?
Sei still, mein Herz, vermessen ist dein Streben;
Kehr' ein in dich, Erinnerung sei dein Leben."

Zwei Grabchriften auf ein Grab.

1.

„Er, der hier schläft, war fromm und treu.
 Dem Rechten dient er sonder Scheu.
 Früh hat er Herz und Hand gegeben
 Auf unverzagtes Mannesleben.
 Und seinem Streben sucht' er Raum,
 Da strast' die Welt den dummen Traum.
 Er suchte, wen er könnte lieben,
 Sie thatens alle von sich schieben.
 Da hüllt' er sich in Mantel ein,
 Und schloß sich in sein Kämmerlein,
 Und meint' der Welt da zu vergessen,
 Doch fühlt' er's tief am Herzen fressen,
 Und mocht' ihm mancherlei gelingen,
 Er konnt's nicht zum Vergessen bringen.
 Endlich hat ihn der Gruß erquickt,
 Den Gott der Welt durch Christus schickt.
 Da ist er aus der Klause gangen,
 Hat frisch von vornen angefangen,
 Und hat sein Werk mit Lust gethan,
 Ist auch just nichts Besondres dran.
 Einer ist mit ihm, den darf er lieben,
 Wie konnt' ihn da die Welt betrüben,
 Und dieser eine heißt ihn kommen,
 Wo seine Lieb wird angenommen,
 Und dieser eine schaffet Bahn
 Für Alles, was fromme Liebe gethan.
 Einst wird er fröhlich auferstehn
 Und Gottes Reich in Klarheit seh'n.“

2.

„Den, der hier schläft, hat Niemand gekannt,
 Bis er sich selber hier genannt,
 Und ob er ganz sich hier beschrieb,
 Drob ist er selbst in Zweifel blieben.“

Mit Undank hat er stets gedacht,
 Zum Liebeszeichen ausgezankt,
 Und die ihn warm und fromm geliebt,
 Die hat er gerne arg betrübt;
 Nach Andrex Schmerzen nie gefragt,
 Doch seine Noth gar gern geklagt,
 Und ob er lachte, ob er weinte,
 Ich war das Ganze, was er meinte.
 Nie hat er Andrer Wit geachtet,
 Sich als den Klügsten stets betrachtet,
 Und kaum manch einem stillen Todten
 Hat Liebe er und Ehr' erboten.
 Endlich ist ihm der Wit geknickt,
 Hat sich selber unter die Larve geblickt.
 Da brach ihm das Herz vor dem wilden Schrecken:
 O, möge ihn Gott zu Gnaden erwecken."

Kaſenjammer.

"Ich war so fromm und bieder,
 Und hatte Durst genug,
 Da kamen wackre Brüder
 Und reichten mir den Krug.

Ich meinte Wein zu trinken,
 Es war Franzbranntewein,
 Des Giftes freundlich Blinken
 Sog ich begierig ein.

O weh, du schlimmer Tufel,
 Was hast mit mir gemacht?
 Alles dreht sich mir im Dufel,
 Die feste Erde kracht.

Der Jammer von den Kaſen,
 Wie hat er mich geplagt,
 Und mit der scharfen Taſen
 An meiner Brust genagt.

Kalte Bäder zu gebrauchen,
 Nieth weiser Männer Mund,
 In frische Fluth zu tauchen,
 Da würd' mein Herz gesund.

Doch in des Neckars Fluthen
 Gedeiht das Baden nicht.
 Und in der Brust die Gluthen
 Löschten im Neckar nicht.

Da zog mich nach dem Norden
 Die allerhöchste Gunst.
 Ein Bad ist mir geworden
 In Köpnicks Wasserkunst.

Und Nachkur soll ich brauchen,
 Der Heilung Unterpfand,
 Und in die Elbe tauchen
 Im Magdeburger Sand.

Vier Jahr hab' ich gebadet,
 Ist es noch nicht genug?
 Ist noch nicht ausgebadet
 Der eine böse Trunk?"

Nicht die Lust.

„Nicht die Lust im jungen Herzen,
 Nicht mein jubelnd frohes Glück,
 Aber meiner Jugend Schmerzen,
 O wer giebt sie mir zurück?"

Bange waren jene Tage,
 Bitterer Harm statt Jugendlust;
 Aber jede wilde Klage
 Ward zum Lied in heißer Brust.

Finster waren jene Zeiten,
 Treu' und Ehre lagen todt,
 Doch der jungen Brust von weiten
 Leuchtete ein Morgenroth.

Lust'ger Krieg um heil'ge Fahnen
 Für der Heimath altes Recht
 Lud nicht in die freud'gen Bahnen
 Deutscher Söhne froh' Geschlecht.

Aber doch ein schöner Morgen,
 Gottes Morgen, klar und licht,
 Dämmerte schon durch die Sorgen,
 Junge Herzen zweifeln nicht.

Herz an Herze hinzuleben,
 Abendsehnsucht, Morgentraum,
 Ach, es war wohl nicht gegeben,
 Aber doch der schöne Traum,

Aus sind nun die bangen Tage,
 Todt ist all der bittre Schmerz,
 Kaum noch eine stille Klage
 Zucket durch das kalte Herz.

Diese Ruhe, diese Stille,
 Warum frommet sie dir nicht?
 O mein Herz, dein langer Wille
 Ist erfüllt, was dankst du nicht?"

Jeremias 32, 15.

„Noch soll man Häuser kaufen, Acker bauen,
 So spricht der Seher, hier in diesem Lande;
 Sie leben noch, die heil'gen Liebesbände,
 Des Herzens Mark, drum dürfen wir vertrauen.

Und Einer lebt, zu dem wir freudig schauen,
 Zu Ihm, der ew'gen Liebe Erdenpfande,
 Und Treue, Maß und Kraft ob flücht'ger Schande
 Steh'n siegreich noch in unsrer Heimath Gauen.

Doch wenn die Völker von dem Herrn sich wenden
 Zu losem Fund von Menschenwitz und Händen,

Und knieen vor dem goldnen Kalbe nieder,
Dann wird das ew'ge Maß hernieder steigen,
Statt süßer Huld das Rache-Antlitz zeigen,
Moses zerbricht die Tafeln weinend wieder.“

Die Begnadigungsangelegenheit zog sich inzwischen unter neuen Hoffnungen und Enttäuschungen hin; noch einmal entschloß sich der Gefangene, die Vermittlung des Herrn v. Kampf nachzusuchen. Endlich am 20. Januar 1829 konnte Landfermann dem Vater melden, daß seine Entlassung für den 8. Mai bestimmt sei; die Kabinettsorder ist vom 1. Mai datirt. Ein Erlass von den schweren Proceßkosten wurde jedoch nicht gewährt. Die Abschlagszahlungen auf dieselben zogen sich bis die Mitte der 30er Jahre hin.

Er selbst berichtet über seine Freilassung an Frau Winter (24. August 1829): „Zum ersten Male schreibe ich Ihnen nicht aus dem Gefängnis, sondern aus meiner Vaterstadt, aus dem unversehr mir bewahrten Kreise der Meinigen. Seit dem 8. Mai bin ich frei, und seit dem 25. bin ich hier und habe seitdem die Freiheit still und fröhlich genossen. Meine Eltern und Geschwister sind ziemlich zufrieden mit der ganzen Art, wie ich mich ihnen bisher gezeigt habe, besonders finden sich meine Schwestern angenehm überrascht durch die Gewandtheit und die galanten Formen, die sie an mir bemerken wollen, die größere Gleichgültigkeit gegen die gesellschaftlichen Vorkommnisse und daraus größere Unbesangenheit und Zuversichtlichkeit muß die Ursache jener Erscheinung an mir sein, sonst wüßte ich nicht, wo ich dergleichen gelernt haben sollte. Besser ist, wenn sie darin recht haben, daß sie statt einer früheren Verslossenheit, Finsternkeit und Störrigkeit Offenheit, Heiterkeit, Freundlichkeit an mir wahrnehmen. Ob nun aber die Landesbehörden so gütig über mich denken werden, wie die Meinigen, das muß ich abwarten. Im besten Fall kann ich erst im nächsten Frühjahr Restitution und die Erlaubnis ein Amt zu suchen erhalten. Eine Stelle an einer gelehrten Schule wird dann mein

Ziel sein. Ich zöge nun Verhältnisse vor, die mich noch lange in der Welt herumführten, mir vieler Völker Länder und Sitten vor die Augen brächten, aber der einzige Weg dazu, ein subalternes Posten bei einer bedeutenden Gesandtschaft, wozu ich auch übrigens viel Lust und wohl auch einige Fähigkeit hätte, ist mir durch alle meine Verhältnisse verschlossen. Ein Lehramt ist also, was mir bleibt, und auch das wird nicht gar leicht zu erwerben sein. Ich bin hinlänglich, ja überflüssig gleichgültig für diese Dinge, doch wünsche ich freilich auf der andern Seite lebhaft, von meinem eigenen Erwerb leben zu können, wenn mich auch nicht die geringste Noth drückt. Die Hoffnungen, die ich früher in dieser Hinsicht hegte, haben sich, wie Sie sehen, nicht bestätigt; es war auch nur eine vorübergehende Aufregung, in der ich erwartete, damals recht bald frei zu werden, und dann sofort eine sichere Existenz zu finden. Ich sagte oben von meiner völligen Restitution, darunter verstand ich Wiedererlangung der bürgerlichen Rechte, nicht etwa ‚Unschuldig-Erklärung‘. Gerichtlich ist diese nicht möglich, da ich mich gerichtlich schuldig bekannt habe, über meine eigene Schuld kenne ich keinen Richter als Gott und mein Gewissen. Aber auch diese Richter freilich finde ich nicht willig, mich unschuldig zu erklären von einer bedrückenden Verirrung, nicht bloß des Verstandes, das wollte wenig sagen, da entschuldigt die Jugend Alles, sondern auch des Gemüthes zu frevelhaftem Vorwitz und Arroganz. Trotz dieser seit mehr als sechs Jahren anerkannten Schuld und der ebenso lange und länger noch gegen jene Antriebe empfundenen Feindseligkeit und Verachtung, zumal gegen die dabei sichtbar werdende dummdreiste Unwissenheit, gegen die nicht seltene Gemeinheit der Personen und Mittel, gegen die dabei vorherrschende Maß- und Haltlosigkeit, trotz dem allen behaupte ich von dem, was ich und Andere in jenem Vorwitz und Arroganz erstrebt haben — und welche auch unsere Motive waren :

Was wir gewollt, wir dürfens kühnlich sagen,
Und war's ein Traum, wer will ihn uns verachten?

„Ich erinnerte mich eben, wie Herr Winter in einem Briefe, den er mir vor zwei Jahren schrieb, von meiner dereinstigen ‚Unschuldigerklärung‘ sprach, und daß sie Alle sehr schwer an meinen Antheil an einer ‚schlechten verbrecherischen Verbindung‘ geglaubt hätten. Das veranlaßte mich, meine abweichende Meinung so eben hinzustellen, wobei ich noch bemerke, daß sie buchstäblich verstanden sein will, daß kein Wort aus Klugheitsgründen zugefügt oder weggelassen worden ist, welche Vermuthung sonst heutiges Tages ja sehr nahe liegt, wenn sonst respectable Leute sich fatal äußern.

„Meinen letzten Brief haben Sie noch nicht beantwortet, werthe Freundin. Wollen Sie Sich auf das ernsthafte Thema nicht einlassen, oder finden Sie zwischen meiner Ansicht und der Ihren nicht Zusammenhang genug, um das Aussprechen thunlich und förderlich zu glauben, was mir beides und zumal das letztere doch so gewiß sein sollte, so wäre doch, dächte ich, genug, was Sie mir gerne sagen könnten und ich gerne läse. Und jetzt ist mir doch gewiß meine Freundin einen Glückwunsch in bester Form obendrein schuldig, und was Sie von Winken, Ermahnungen, Warnungen vorrätzig für mich haben. Oder sollten Sie meinen, was Sie einem Gefangenen erwiesen, sei jetzt überflüssig? Das will ich nicht hoffen. Noch immer ist kein Überfluß bei mir an einem erfreulich und innig berührenden Verkehr mit Menschen, und wer hätte wohl Überfluß daran? So gesellig ich kürzlich geworden bin, so sehr ich Bälle, Schützenfeste zc. frequentire, so einsam ist es mir doch oft. Also denken Sie ja an mich und bestellen Sie ja recht schöne Grüße an Ihr ganzes Haus.“

Einige Wochen später meldete er sich bei dem Provinzial-Schulkollegium in Münster zur Ableistung der Staatsprüfung. Als Themen für die schriftlichen Arbeiten wurde ihm die Dar-

stellung »Aevi Ciceroniani historia ex Ciceronis epistolis et orationibus contexta« und eine deutsche Abhandlung über das Wesen der Philologie gestellt. Als Vorbedingung für die mündliche Prüfung war ihm gleichzeitig der Wiedererwerb seiner Anstellungsfähigkeit im Staatsdienst aufgegeben; diese und die Nationalkarte — sie wurde ihm 26. Februar 1830 feierlich auf dem Rathhause wieder angesteckt — erhielt, er in Folge eines Immediatgesuches. Am 21. April fand die Staatsprüfung statt; er bestand sie glänzend, so daß er die nach damaligem Reglement übliche Fakultas in allen Gymnasialfächern mit Ausnahme der Mathematik und Physik erhielt.

Es mag zum Schluß dieses Abschnittes sein eigenes Urtheil über diese Periode, wie er es in einem Brief vom 25. März 1852 ausspricht, folgen: „ . . . Sein Brief erinnert mich lebhaftest an meine letzte Zeit in Heidelberg. Nach einem vierjährigen Universitätsleben ohne grobe Verschuldungen, zuweilen in sehr angestrengten Studien, aber breit, universell, phantastisch, ohne Plan romantisch hingelebt, die Wirklichkeit anzugreifen ungeschickt wie wenige, unmäßig stolz, und dennoch die Bewunderung meiner Umgebung durch die Herrschaft, die ich gerade durch meine Schwächen ausübte, im Stolz befestigt, graute mir gerade vor Philisterium und Examen. Was aus mir geworden wäre, in welches Meer ich versunken, wenn die Ikarussflügel abschmolzen in der brennenden Realität, ich weiß es nicht, finde aber im 52. Jahre keine bessere Kur heraus, als die mir geworden: sechs Jahre im Gefängnis.“